

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Weltbegebenheiten

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Weltbegebenheiten.

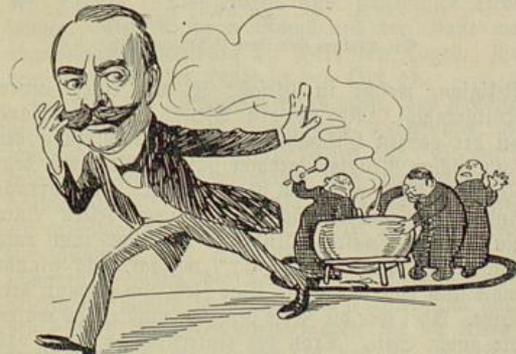
Vom 15. Juni 1906 bis 15. Juni 1907.



Der Hinkende begrüßt kurzerhand den geneigten Leser, wünscht ihm eine gute Gesundheit und fährt fort zu erzählen, wo er das letzte Mal stehen geblieben ist. Es beginnt der Hinkende wieder wie ehemals mit

Deutschland.

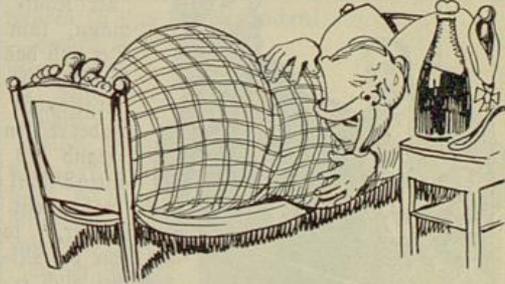
Da ging's seit dem letzten Kalender sehr lebhaft zu, und große Dinge, zum Glück gute, haben sich ereignet. Aber kritisch hat es zuweilen ausgesehen. Nämlich das Zentrum hat im Mai vorigen Jahres zusammen mit den Sozi und dem Freisinn den Antrag der Regierung abgelehnt, das bisherige Kolonialamt in ein Staatssekretariat der Kolonien umzuwandeln. Man horchte auf und merkte, daß hinter dem Hintergrund der Politik etwas los war. Das Zentrum, sagte man, sei verschnupft gegen den derzeitigen



Prinz Hohenlohe hatte die Nase voll.

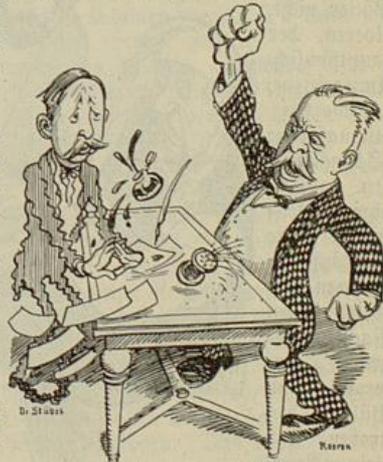
Kolonialdirektor Prinz Hohenlohe, weil der gut evangelisch ist und sogar antiklerikal. Also das

Zentrum ließ den Kolonialprinzen fühlen: Wer sich nicht unter uns duckt, der sehe nach seiner Nase, ob er sie behält. Um sein Vorgehen gegen den Prinzen zu begründen, schoß nun die Zentrums- presse mit wütenden Anklagen gegen die Kolonial- abteilung hervor. Zum Teil war das ja leider nicht unberechtigt, und es wurden sofort auch scharfe amt- liche Untersuchungen angeordnet und schuldige Beamte bestraft. Wobei allerdings auch zu Tage trat, daß



Auch dieser Minister fing an zu kränkeln.

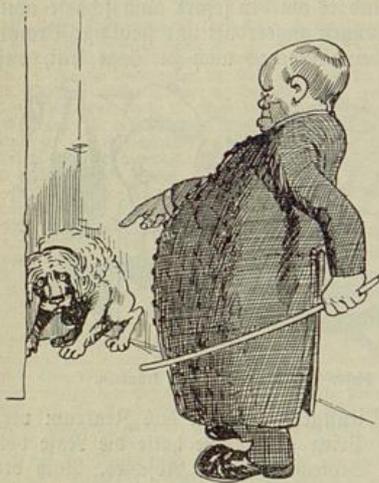
Beamte das Dienstgeheimnis an das Zentrum ver- raten hatten. Prinz Hohenlohe hatte die Nase voll und nahm im September seinen Abschied. Auch der Minister von Boddieski, der durch seine Frau Teil- haber der Firma Tippelskirch war und als Minister schwere Geschäftsprofite bezog, was unerhört ist in der preussischen Geschichte — auch dieser Minister fing an zu kränkeln und suchte um seine Entlassung nach. Nachfolger des Prinzen Hohenlohe wurde Bankdirektor Bernhard Dernburg, ein bisher außer in Bankkreisen unbekannter Mann, der nicht studiert, nicht einmal das Abiturium gemacht hatte. Die alten Verehrer des heiligen Bürokratius wackelten mit den Köpfen und mit den würdigen Köpfen über solche frevel- haften Neue- rungen und über den Koosfnich. Das Zen- trum merkte noch nichts. In seinem Uebermut glaubte es sicher zu sein und die Reichsregie- rung wie die Kolonial- direktion in der Tasche zu haben, ob der Mann da oben Hohenlohe oder Dernburg, Kunz, Hinz oder Peter hieß. Ging nicht der Zentrumsabgeordnete Roeren beim Kolonialdirektor aus und ein und diktierte: So will ich's haben!? Der Beamte bleibt,



Roeren diktierte: So will ich's haben!

3*

ob ihr ihn auch nicht für fähig haltet, und der geht ab, mag er euch tausendmal passen. Wir haben zu befehlen, und wenn ihr nicht Order pariert, so werdet ihr sehen, was wir euch im Reichstag für eine Suppe kochen. Und die Regierung troch in die Ecke, wie ein Pudel vor seinem gestrengen Herrn.



Die Regierung troch in die Ecke, wie ein Pudel vor seinem gestrengen Herrn.

Das war so, bis Herr Dernburg, der Kaufmann, kam. Der sah das schwarze Eitergeschwür an der rechten Hand des guten Michel, nahm ein Messer, so sehr der Michel auch erblafte, und stach es kurzerhand auf. Er erklärte nämlich im Reichstag

den schwarzen Herren Roeren und Erzberger, daß diese faulen Geschichten aufhörten. Er legte das ganze Glend der Regierung schonungslos offen dar. Die Welt stand starr. Dernburg schien ein toter Mann, obwohl ihn Bülow ritterlich deckte. Dem Zentrum

trogen? Der Mensch versuche die Götter nicht. Roeren, der hauptsächlich Angegriffene, antwortete mit maßlosen Schmähungen. Das übrige Zentrum steckte die Köpfe zusammen und beriet seinen Nachzug gegen Dernburg und Bülow, den großen und kleinen Bernhard. So kam die berühmte Sitzung vom

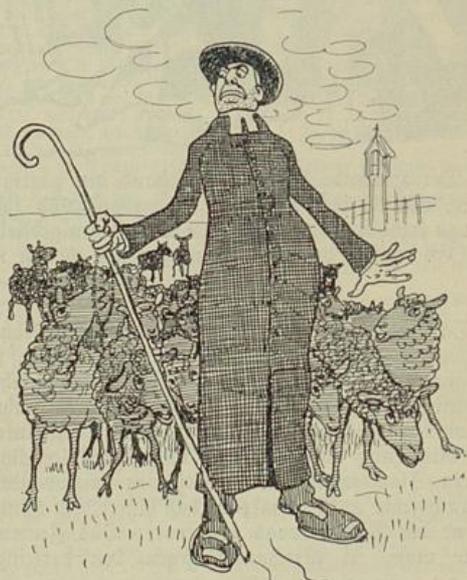


13. Dezember. Tagesordnung: Nachtragskredit von 29 Millionen Mark zur Beendigung des blutigen

Er sah das schwarze Eitergeschwür an der rechten Hand des guten Michel, nahm ein Messer und stach es kurzerhand auf.

Feldzugs in Südwestafrika. Sollten wir unsere Truppen, jetzt, da sie den Sieg sozusagen in Händen hatten, zurückziehen bis auf einen kleinen Rest, der dann den Wilden nicht gewachsen war? Oder sollen wir endlich den letzten gewaltigen Stoß führen? Das Zentrum lächelte auf den Stockzähnen. Was schiert uns das? Wir wollen Rache haben. Und sie lehnten zusammen mit ihren roten Brüdern und den Polacken den Nachtrag ab. Bloß 2500 Mann wurden bewilligt.

Das Maß war voll. Bülow erklärte den Reichstag für aufgelöst. Die Schwüle war zum Gewitter geworden. Die Blitze zuckten und der Donner rollte. Wen wird der Blitz treffen? Am 25. Januar mußte die Neuwahl stattfinden. Der Wahlkampf war heiß wie noch selten. Die Schwarzen und die Roten verbündeten sich und unterstützten sich. Die ultramontane Presse von Dan bis Bersaba verkündete den heiligen Krieg zur Rettung der katholischen



Die Kapläne sind ihrer Schäflein sicher.

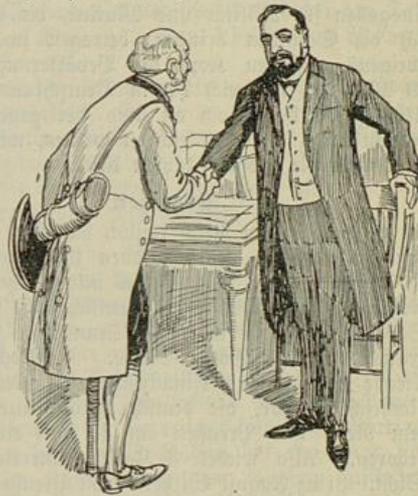
Religion, welche in Gefahr sei vor einem neuen Kulturkampf. Als ob ein Mensch in Deutschland bei der ganzen Geschichte an eine Bekämpfung der katholischen Religion gedacht hätte! Natürlich dem Zentrum selbst war nicht beizukommen. Die Kapläne sind ihrer Schäflein sicher. Da wagt selten einer ein eigenes Denken. Und das bekommt ihm auch sehr übel. Was der „Herr“ vorsagt, das glaubt man und das tut man. Das Zentrum gewann drei Sitze. Aber wer die Bezüge bezahlen mußte, das waren die guten Sozi. Trotz der Unterstützung durch das Zentrum schnappte ihre Zahl von 79 auf 43. Auch die Roten waren in letzter Zeit ja sehr übermütig geworden. Bei der Auflösung des Reichstages renommierte Bebel, der im Weissagen bekanntlich groß

ist, die Sozi würden hundert Mann stark wiederkommen. Es war ihnen in letzter Zeit überhaupt herrlich wohl gegangen und ihre Zeitungen hatten große Worte geschrieben. Die Genossen verhandelten bereits lebhaft darüber, ob nicht durch einen Massenstreik die verfluchte bürgerliche Gesellschaft, Kaiser und Reich, Regierung und Land unterjocht werden könne. Offen sympathisierten sie mit den spanischen und russischen Bombenmördern, erklärten den Minister Stolypin für reif zur Bombe, logen in die Welt hinein, der deutsche Kaiser sei an der Auflösung der rappelköpfigen russischen Duma schuld, habe sogar dem Zaren militärische Hilfe gegen sein Volk versprochen. Sozialdemokratische Versammlungsweiber forderten die Auflösung des Einzelhaushalts, damit auch der Familie und der Ehe — vielleicht hofften sie so noch zu Männern zu kommen. Davon redeten sie freilich nichts, was das Reich und der Bürgerstand für die Arbeiter tut; daß in den letzten zwanzig Jahren die Krankenversicherung 2½ Milliarden, die Unfallversicherung 972 Millionen ausbezahlt hat, die Invalidenversicherung 830, zusammen 4302 Millionen, wovon auf die Arbeitgeber gewiß drei Milliarden entfallen. Das nannten sie spöttisch ein Bettelgeld. Kurz, der Übermut war groß gewesen. Da kam der Sturz: die Noten standen wie betäubt. Ihre Butter war plötzlich zerlaufen. Bebel, der Prophet der Partei, welcher den großen Kladderadatsch auf das Jahr 1910 angeordnet hatte, mußte ihn unworhergesehener Umstände halber wieder abbestellen. Und damit, was die Hauptsache ist, war auch die Macht des Zentrums dahin. Zusammen mit den Noten und den Polacken zählt es im Reichstag nur noch 171 Stimmen. Dagegen hatten sich die übrigen Parteien endlich darauf begeben, daß sie in nationalen Dingen zusammengehörten, und hatten sich zu einem nationalen Block geeinigt. Hoffentlich ist's kein Eisblock, der bald wieder schmilzt, sondern ein Eisenblock, der anhält. Es war ein frohes, großes Ereignis, und die Berliner hatten ganz das richtige Gefühl, als sie am Stichwahlabend vor Bülow's Dienstwohnung und des Kaisers Schloß zogen und patriotische Lieder sangen. Der Ansturm Roms und der Gasse war abgeschlagen, Derenburg der Held des Tages. Vor dem zieht auch der Hintende den Hut ab.

Es hilft jetzt hintennach nichts mehr, das Krächzen der schwarzen Raben gegen den Reichsadler, der mächtig und stark auf seinem Felsen sitzt. So wurde denn auch kein Ultramontaner zum Reichstagspräsidenten gewählt, sondern der Graf von Stolberg, ein gemäßigter Konservativer. Der Nachtragkredit für Südwert ging glatt durch. Nun gilt es, die schweren Wunden, die der Krieg Land und Leuten geschlagen, wieder zu heilen. Die Farmer sind durch den jetzigen Reichstag einigermaßen für die Kriegsverluste entschädigt worden, so daß sie wenigstens bleiben. Ein Herr von Uslar hat mit der Wünschelrute auch Wasser da und dort gefunden, freilich nicht genug. Auch brauchen wir noch mehr Eisenbahnen in den Kolonien, und die kann man mit

der Wünschelrute noch weniger herzaubern als das liebe Wasser. Es ist zu hoffen, daß sie gebaut werden, und auch die Ultramontanen tun im Reichstag jetzt wieder mit. Dagegen gaben sie nach der Wiederöffnung des Reichstags beim Reichstanzler keine Karten ab. Mit diesem Menschen, der sich weigerte, dem Zentrum zu gehorchen, wollten sie als mit einem Heiden und Zöllner nicht mehr verkehren. Wenn sie nur nicht wieder durch Hintertüren und auf Hintertreppen zu ihm hereinschleichen!

Soweit wäre also die Luft sauber, gottlob, und es kann im Reichstag ruhig und sachlich weitergearbeitet werden, zu unserer Freude. Freilich, das feindselige Ausland hatte auf einwand-



Vor dem zieht auch der Hintende den Hut ab.

ernden inneren Zwiespalt, auf eine Schwächung des Reichs durch die zu erwartende schwarzrote Mehrheit gerechnet. Als das entgegengesetzte Resultat der Wahlen bekannt wurde, gerieten die Engländer in große Wut. Die Franzosen aber bekamen Angst. Da kann man sehen, auf wen unsre Gegner hoffen!

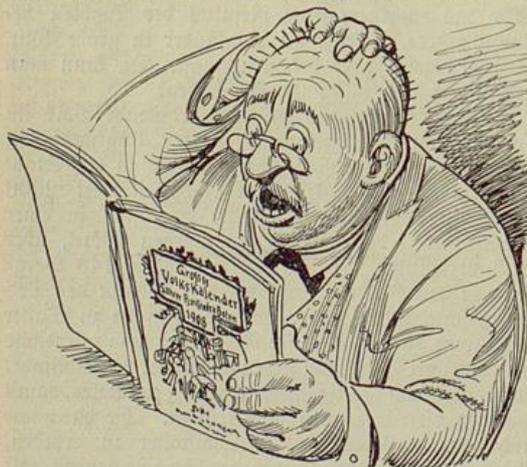
Leider wurde das deutsche arbeitende Volk im letzten Jahr von mehreren schweren Unglücksfällen heimgesucht. Ende November verloren in der Stadt St. Annen im westfälischen Industriegebiet 2000 Menschen durch eine furchtbare Explosion in einer Roburitsfabrik das Obdach, 60 wurden getötet, über 200 verwundet. Ende Januar fanden 148 Bergleute in der Grube Reeden bei St. Johann den Tod durch schlagende Wetter. Was die Unfälle zu Wasser anbelangt, so scheint unsre Reichsregierung allerdings auf seiten der Vorsehung stehen und daher die Schifffahrt wenigstens auf den Flüssen erschweren zu wollen, damit nicht so viele Menschen da ertrinken. Sie hat nämlich vor, Abgaben für die Schifffahrt zu erheben. Man sagt: Wer den Nutzen der Ströme genießt, soll auch zu den Kosten beitragen. Das klingt genau so klug, als wenn man früher sagte: Wer über eine Brücke geht, muß Brückengeld schweigen; und wer auf einer Straße fährt, hat Straßengeld zu erlegen. Es ist alles wahrlich teuer genug geraten. Alles, alles, was man kauft, hat aufgeschlagen, ist sündhimmelsteuer geworden. Nur der Hintende schläg

mit dem Kalender nicht auf. Er macht ihn sogar noch besser und bleibt doch beim alten Preis. Den Hinkenden muß man unbedingt loben.

Wenn alles aufschlägt, müssen aber auch die Schulden aufschlagen. Das Reich hat zusammen mit Preußen im April wieder 400 Millionen neuer Schulden gemacht. Damit ist seit 1877, bis wohin das Reich schuldenfrei war, die runde Summe von 4 Milliarden erreicht. Wir trösten uns damit, daß England 16 Milliarden hat, Frankreich 24. Die Ausgaben für Militär und Marine, die hauptsächlich die Schulden bringen, betragen in England übrigens auf den Kopf der Bevölkerung jährlich 69 Mk., in Frankreich 74, in Deutschland nur 35. Also geht's doch noch an und der geneigte Leser braucht nicht schreckensbleich zu werden, wenn er im Hinkenden die großen Zahlen liest.

Preußen

hat gegenüber dem Reich freilich hübschere Finanzen. Im Jahr 1905: 46 Millionen Überschuß, 1906: 53½ Millionen. Wie sie das nur machen? Eine Regierung ohne Defizit ist eigentlich nicht zeitgemäß. Das muß anders werden. Denn dem Hinkenden grauet vor der Götter Reide. — Noch größere Freude als die gute Finanzlage rief allerdings die Nachricht hervor, die deutsche Kronprinzessin habe dem Reich und Preußen am 4. Juli einen Sohn geboren. Also wieder 3 Kaiser hintereinander in Sicht. Prinz August Wilhelm von Preußen hat sich zudem mit Prinzessin Alexandra Viktoria von Schleswig-Holstein verlobt. Also die Zukunft des Kaiserhauses steht gut. Anders sieht's mit den Polacken aus. Da ist ein böser Betrieb. Die polnischen Schulkinder,



Der geneigte Leser braucht nicht schreckensbleich zu werden, wenn er im Hinkenden die großen Zahlen liest.

aufgereizt von der Geistlichkeit, streikten im Religionsunterricht, weil sie dort deutsch reden sollten. In Tausenden von Exemplaren war ein Aufruf an die Eltern gedruckt worden, sie sollten ihren Kindern das Antworten in deutscher Sprache streng verbieten. Der

lutherische Teufel wolle die polnischen Kinder nicht nur um ihre Sprache, sondern auch um ihre Religion bringen. Am 17. Oktober begann nach Anordnung der Geistlichkeit der Streik. Natürlich stellte sich auch der Erzbischof von Stablowky in einem Hirtenbrief auf die Seite der Streiker, obwohl die Kinder zum großen Teil besser deutsch als polnisch antworten können. Leider ging die Regierung lange nicht gegen die eigentlichen Unruhestifter, den Klerus, vor, sondern gegen die Eltern und die armen verführten Schulkinder, die mit Sündenbleiben, Nachstunden und andern kleinen Schulstrafen heimgesucht wurden. Über 130 000 Kinder streikten und es kam zu großen Unruhen, worunter besonders die deutschen Lehrer leiden mußten. Die Polen träumen von einem großen slavischen Gesamtreich, darin sie natürlich die Führung bekommen möchten, und welches mit seinen hundertsechszunddreißig Millionen Menschen die verhasste Germanenwelt unterjochte. Man möchte es den Polacken gönnen, einmal mit den andern slavischen Schwefternationen zusammengescherzt zu werden in einen Staat: mit den Russen, Serben, Ungarn, Kroaten, Schlawaken, Bulgaren, Rumänern, Galiziern und wie sie alle heißen. Und dann gehörte das Reich rings eingefasst durch einen Stacheldraht und umstellt durch die Polizei der Nachbarstaaten,



Der preussische Minister schlug endlich nicht mehr auf den Sack, sondern auf den Esel.

daß keiner mehr herauskann. Das gäbe eine fröhliche Zuversicht für die Zuschauer! Der Hinkende glaubt, unsere Polen kämen bald und flehten händeringend: Nehmt uns nur wieder auf, wir wollen gern deutsch reden. Als der preussische Minister endlich nicht mehr auf den Sack schlug, sondern auf den Esel, da war der Streik der Kinder bald zu Ende. Die aufrührerischen Geistlichen wurden zu Geld- und Freiheitsstrafen verurteilt und steckten den Degen ein. Warum hat man das nicht gleich gemacht? Weil das Zentrum damals noch Trumpf war in Berlin. Zentrum und Polen, wenn sie zuweilen auch ihre Händel untereinander haben, halten in natürlichem Instinkt doch zusammen. Und jetzt, im schwarzroten Bund, ist der Pole erst recht der willkommenere Dritte.

Im März 1907 starb Staatsminister von Bötticher, einst ein bedeutender Mitarbeiter Fürst Bis-

marks; das Zustandekommen der Alters- und Invalidenversicherung ist ihm hauptsächlich zu verdanken. Zuletzt war er Oberpräsident von Sachsen. Ferner starb im gleichen Monat der frühere Votischer in St. Petersburg, General von Werder. Es ist zwar eine herrliche Sache, ein großer Mann zu sein, auf den alle Leute deuten, wenn er auf der Straße geht oder im Wirtshaus sitzt. Etwa ein Staatsmann oder Feldherr oder Philosoph oder Dichter oder Künstler oder gar ein Leutnant. Aber sterben müssen sie doch. Zu den allergrößten Berühmtheiten des Jahres gehört aber der unsterbliche Hauptmann von Köpenick bei Berlin. Ein alter trummer Schuster, der nie Soldat war, sündemal er fast immer im Zuchthaus saß, zog Hauptmannsuniform an, raffte eine Anzahl



Dem Mann gehört ein Denkmal gesetzt.

Soldaten zusammen, marschierte wie Hildebrand und sein Sohn Hadubrand gegen die Seestadt Köpenick, eroberte das Rathaus, nahm den Bürgermeister und andere Beamte gefangen, alles im Namen des Kaisers, und plünderte die Stadtkasse, wobei die Polizei und die Gendarmen gehorsamst und ehrfurchtsvollst den Marktplatz abspernte, damit das gemeine Volk den Herrn Hauptmann nicht störe. Dem Mann gehört ein Denkmal gesetzt. So hat die Welt noch nie gelacht. So ist unser Bauchrutschen vor dem bunten Rock noch nie blamiert worden. Jetzt darf man nicht mehr von Schwabenstreichen reden. Jetzt hat Berlin-Köpenick die Führung.

Nach dem Königreich Preußen kommt dem Hintenden an Wichtigkeit gleich sein Heimatland

Baden.

Im September 1906 feierte unser Land sowie viele umliegende und ferne Ortschaften das Regierungsjubiläum des ehrwürdigen Großherzogs Friedrich. Es waren fünfzig Jahre verflossen, seitdem er den Titel Großherzog annahm, zugleich auch, seitdem er seine Braut als Gemahlin heimführte; ferner fünf- undzwanzig Jahre, seitdem der Kronprinz von Schweden mit der badischen Prinzessin Viktoria in die Ehe trat. Also Jubiläumsstoff genug. Es gab denn auch ein großartiges Fest, einen begeistertsten Ausdruck der Freude an dem alten Herrscherpaar und des

Dankes für alles, was es unserm Land und dem Reich gewesen ist. Natürlich ließ es sich auch der Kaiser mit der Kaiserin nicht nehmen, das Fest mitzufeiern. Als bei der goldenen Hochzeit der alte Großherzog, gestützt auf seinen Stock, langsam am Altar niederkniete, trat der Kaiser rasch hinzu und stützte den Großoheim. Welch ein schöner, milder Lebensabend, vergoldet durch die Sonnenstrahlen der Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit des ganzen deutschen Volkes! In Trauer veretzt wurden die Großherzogliche Familie und das badische Volk durch den Tod des Prinzen Karl († 3. Nov. 1906), eines Bruders des Großherzogs.

Das beliebte Kilometerheft wurde leider abgeschafft. Natürlich! Es hatte den großen Fehler, nicht in Berlin erfunden worden zu sein, sonst hätten wir es in ganz Deutschland bekommen. So bekommen wir bloß die Tarifreform. Gott gebe, daß wir noch an ihr Verständnis und Gefallen finden.

Bayern

hat das Recht, in den Kalender zu kommen, sich vollauf gesichert, denn auch Ludwigshafen am Rhein gehört zu Bayern, und dort haben die Arbeiter einer Leimfabrik nicht nur gestreikt, sondern auch die Fabrik gestürmt und die Arbeitswilligen mißhandelt. Diese Leimfieder sind keine Leimfieder. Noch interessanter aber ist folgendes: Ein bayerischer katholischer Pfarrer, Grandinger heißt der Tollkühne, hat es gewagt, sich als liberaler Kandidat in den Landtag aufstellen und mit überwältigender Majorität wählen zu lassen. Das ist wohl noch nicht vorgekommen seit der Erschaffung der Welt. Und gar in dem kohlpehrabenschwarzen Königreich, wo der Kaplan unmummschrankt regiert! Na, dem werden sie's schön kochen. Der Bischof von Bamberg hat dem kühnen Pfarrer denn auch sofort einen Pfahl gesteckt und verboten, sich der liberalen Partei anzuschließen. Das Zentrum jubelt dem Bischof Beifall und schreit: Dem Bischof muß man auch in politischen Dingen gehorchen. Als aber eiliche Bischöfe bei der letzten Reichstagswahl das politische Bündnis des Zentrums mit den Sozialdemokraten verboten, schrie das Zentrum und auch unser wackerer Wacker: Die Bischöfe haben uns in politischen Dingen nichts zu befehlen! So ist's: das Hinschießen wäre schon recht, wenn das Herschießen nicht wäre, sagte jener tapfere Soldat.

Braunschweig

ist nach dem Tod des Prinzen Albrecht von Preußen, des langjährigen Regenten († 13. Sept. 1906) lange Zeit herrenlos gewesen. Der natürliche Erbe des Landes, der Herzog von Cumberland, möchte gern, darf aber nicht, weil er nicht auf Hannover verzichten will. Die Taube auf dem Dach ist ihm lieber als der Spatz in der Hand. Doch wäre ihm auch der Spatz ganz recht, wenn er oder sein Sohn ihn bekommen könnte, ohne auf die Taube verzichten zu müssen. So mußte ein neuer Regent gewählt werden. Einmal hieß es sogar, Prinz Max von Baden sei Bewerber um diese hübsche Pfarrei. Als Schwiegersohn des

Cumberlanders hätte er eigentlich auch das erste Recht dazu. Aber das war unrichtig. Gewählt wurde schließlich Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg.

Hannover

möge dieses Jahr zum letztenmal in der Reihe der deutschen selbständigen Länder genannt werden. Die schwergeprüfte Königin Marie starb nämlich im Januar 1907 zu Gmunden in Osterreich, nachdem sie noch zwei schmerzhaft Operationen an ihrem Körper durchgemacht hatte. Die schmerzhafteste war freilich die von 1866. Sie hat als fromme Christin all das große Herzleid siegreich überwunden und ist in Frieden aus der Welt Jammer geschieden.

Sachsen

hat einen Thronerben bekommen, im November 1906.



Warum geht's denn jetzt? Großer Jubel im Land. Der Großherzog tat voll stolzer Vaterfreude einen Gnadenerlaß an alle heftischen Völker.

Koburg-Gotha

hat das gleiche Glück erlebt. Auch hier Gnadenerlaß an alle Koburg-gothaischen Nationen. Daß doch die Eingespundenen, die gewiß nichts für die fürstlichen Jubiläen u. s. w. können, am meisten davon haben! Auch die Großherzogtümer



Die Taube auf dem Dach ist ihm lieber als der Spatz in der Hand.

Mecklenburg

erhielten einen wichtigen Erlaß ihrer beiderseitigen Herrscher. Ob ein Gnaden- oder Ungnadenakt fürs Land draus wird, kann erst die Zukunft lehren. Nachdem nämlich der Schah von Persien seinem Lande eine moderne Verfassung gab und sogar der Kaiser von China mit dem gleichen Gedanken umgeht, will auch Mecklenburg nicht hinter der Kultur zurückbleiben. Bisher waren im dortigen Landtag, wie jetzt in den Zeitungen stand, nur der Großgrundbesitz und die 47 Städte vertreten, wobei man mit Staunen erfährt, daß das Land sogar 47 Städte besitzt, was man ihm kaum zugetraut hätte. Sie werden auch nicht allesamt 100000 Einwohner haben. Jetzt soll aber das ganze Volk, auch die Bauern und Arbeiter, vertreten sein und der richtige Spektakel kann also in Mecklenburg losgehen. Zum Glück haben sie dort wenigstens keine Schwarzen, keine Jesuwitter; Note wird's schon geben, aber ohne die schwarze Couleur können die nichts machen. Was würde Dntel Bräsig dazu sagen, daß die alten

würdigen Landstände abgeschafft werden sollen? Da käme ja am Ende gar Pomuchelskopp nicht mehr herin. Und was ist ein richtiger Landtag ohne die göttlichen Pomuchelsköpfe?

Schwarzburg-Rudolstadt

feierte die Silberhochzeit des Fürsten Georg und der Fürstin Anna Marie, wozu auch der Hinkende nach-



Prinz Albrecht von Preußen.

Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg.

träglich gratuliert, unbekannterweise. Von einem Gnadenerlaß hat er nichts gelesen. Vielleicht sitzt in dem Fürstentum zurzeit niemand im Loch, was zu bedauern wäre um der schönen Gelegenheit willen. Oder sie haben in Schwarzburg-Rudolstadt überhaupt kein Geld, um sich solche Kanarienvögel zu halten.

Württemberg

hat nun nach Vollzug der Verfassungsrevision einen neuen Landtag, von den Privilegierten, den Prälaten und Rittern gesäubert und mit lauter gewählten Volksvertretern besetzt. Die Wahl geschah nach einem ganz neuen, ganz pffiffigen Verfahren, aber die Schwarzen kamen eben auch nach dem schlauesten Modus doch immer wieder fröhlich oben auf. Sie sind in Württemberg mit 25 Mann die stärkste Partei. Doch haben sie wenigstens mit den 15 Sozialdemokraten zusammen nicht die Mehrheit. Der hochverdiente Ministerpräsident Breitling sowie Minister v. Soden traten zurück, der bisherige Kultusminister Weizsäcker übernahm die oberste Leitung. Das ist alles in guten Händen. Und was die Schwaben am meisten freute, war, daß der Hauptmann von Köpenick nicht in Ellwangen oder Böblingen seine Vorstellung gab, sondern in Berlin-Köpenick.

Österreich-Ungarn.

Kaiser Franz Joseph, dessen lange Regierung fast auf allen Gebieten ein wehmütiges Verzichten bedeutet, gab im Frühjahr 1906 den Ungarn abermals nach, so daß der ungarische Zolltarif für die Zukunft im ungarischen Reichstag als autonom eingebracht und angenommen werden sollte. Weil das ohne Zustimmung der österreichischen Minister geschah, nahm Prinz Hohenlohe seinen Abschied. In diesem Stück sind in letzter Zeit die Hohenlohes wirklich stark gewesen,

bei uns im Reich, im Elsaß und in Osterreich. Wenn sie ihren Familientag haben, können sie das Lied steigen lassen, worin es heißt:

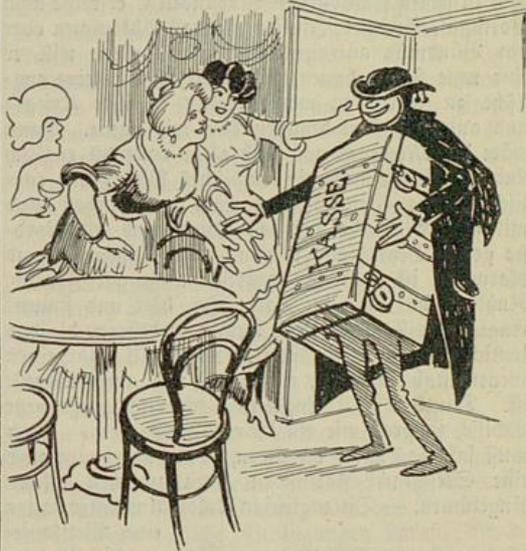
Und wir singen Abschiedslieder,
Lebe wohl, fehr' niemals wieder.

Den Ungarn aber schwoll der Kamm ganz gewaltig. Sie verlangten jetzt nicht nur ein eigenes Zollsystem, Gefandtschaften im Ausland, ungarisches Militär, sondern auch eine besondere Flotte. Die wird dann wohl mit der schweizerischen ein Kartell abschließen. Aber durch diese Vorgänge wurden auch die schaffsgeduldigen Osterreichler wild. Als die Delegierten beider Reichshälften in Wien tagten, geschah vor dem ungarischen Ministerium ein Volksauflauf, die Fenster wurden eingeworfen und anderer Unfug getrieben, was natürlich die Erbitterung noch vermehrte. Man sagte sogar, der alte Kaiser wage nicht, zu den Manövern nach Dalmatien zu gehen, weil er sich vor dem italienisch sprechenden Pöbel fürchtete. Wie gibt überhaupt der alte Herr nach, nur um noch in Frieden sterben zu können! Residierte er doch sogar einige Tage feierlich in Prag auf dem Hradchin, der alten Königsburg, was wie eine Anerkennung des böhmischen Sonderkönigtums aussieht. Einstweilen ist der österreichisch-ungarische Ausgleich einer neuen Kommission übergeben. Die wird bald ebensoweit sein, wie ihre Vorgängerinnen, und dann kann's wieder von vorne angehen. Der Minister des Außern, Graf Soluchowski, bekam die Sache dick und dankte ab. Sein Nachfolger heißt Baron Lehrenthal. Die Minister werden ihre liebe Trübsal haben mit dem neuen Reichstag, der zum erstenmal nach dem allgemeinen Stimmrecht, ja mit Stimmpflicht gewählt wurde. Die Sozi sind nämlich dort jetzt die Hechte im Karpenteich. Das gibt für die Deutschen Osterreichs trübe Aussichten und es trägt nicht zur Stärkung des Dreibundes bei. Ob man

Italien

wirklich noch im Ernst zu unsern Bundesgenossen rechnen kann, weiß selbst der Hintende nicht einmal. Dort wechselte man die Ministerien wie das Hemd, oder eigentlich noch öfter, denn mancher Italiener ist im Wechseln des Hemds sehr konservativ; wenn er überhaupt keins an hat, wechselt er es gar nicht. Aber doch haben die Italiener acht Milliarden Anleihen zu fünf Prozent in vierprozentige verwandelt. Der Staat spart dadurch sechzig Millionen jährlicher Rinsen. Wenn die sich nur nicht auch wieder verschulden. Das ist so des Geldes Los in Italien, des privaten wie des öffentlichen, den Haushalt des heiligen Vaters nicht ausgenommen. Papst Pius X. wollte z. B. die alte Nobelgarde auflösen, die ihn heidenmässig viel Geld kostete, und wollte sie so umwandeln, daß sie ihm Geld eintrug. Und das sind zwei Paar Stiefel. Als man aber daran ging, die seitherige Kasse unter die alten „aufgelösten“ Nobelgardisten zu verteilen, war sie an unbekanntem Orten abwesend. Man stellte neuntägige Andachten zum heiligen Antonius an, welcher sonst gut ist für Wieder-

bringung gestohlener Sachen. Aber selbst das lockte den Mammon nicht zurück. Auch das schöne Geld, das Papst Leo XIII. für sein eigenes Grabmal stiftete, ist ein wenig an die frische Luft spazieren gegangen und bisher nicht wieder heimgekehrt. In Italien hatte sich unter dem letzten Papst auf dessen Betreiben eine sogenannte „christliche Demokratie“ gebildet, eine Art von Zentrum, welches dem Papste die Herrschaft über das Land auf dem einfachen Verfassungsweg in die Hände spielen sollte. Nun ist aber diese Demokratie zu selbständig und vom Papst zu unabhängig geworden; deshalb hat sie



Als man daran ging, die Kasse unter die alten „aufgelösten“ Nobelgardisten zu verteilen, war sie an unbekanntem Orten abwesend.

Papst Pius X. scharf angefahren und besonders die Zuchtlosigkeit des Klerus getadelt, der die Frechheit hatte, in weltlichen Dingen selbst zu denken. — Im Punkte Dreibund ist, wie gesagt, dies schöne Land nicht ganz dreizehnlötig. Denn

England

unwirbt den König Viktor Emanuel mit heißem Liebesmühen, um ihn von Deutschland abzubringen. Überhaupt England und sein König Eduard! Der reißt und macht in Bündnissen gegen Deutschland. Sogar mit dem alten Erbfeind des britischen Reiches, mit Rußland, hat er angebündelt und angebündelt. England verteilte zusammen mit Rußland den Einfluß in Persien, wie man mit einem guten Freund eine Wurst teilt. Nur den Flottenbesuch bei den Russen mußten letztere ablehnen, weil ihre Matrosen gerade am Meutern waren. Und die wollte man nicht stören und noch weniger den Fremden zeigen, obwohl man sonst einem Besuch gerade die Eigentümlichkeiten des Landes gerne vorführt. England hätte sich gewiß nicht lumpen lassen und hätte den Russen, wenn sie den Besuch in England selbst erwiderten,

gezeigt, wie schön ihre Unteroffiziere und Soldaten desertieren können, wenn sie einen Hafen anlaufen. Als eifrige Mitarbeiterin des rührigen Königs von England und Argentin an den europäischen Höfen gilt auch noch jenes alte, unheilvolle französische Weib, das böse Pflaster, das soviel Elend über sein Land brachte,

„Die Kaiserin Eugenie
War besonders noch diejenige,
Die ins Feuer blies hinein.“

Will sie sich nochmals den alten zahlosen Mund verbrennen? Item, König Eduard reiste alle Augenblicke zu seinen französischen Verbündeten, er reiste nach Portugal, Spanien, Italien, überall Abkommen oder gar Bündnisse antragend. Den Spaniern will er eine neue Flotte bauen, die natürlich als eine englische zu betrachten wäre, wofür er ihre Kriegsschiffe und andern Häfen benutzen darf wie eigene. Dann wäre die Meerenge von Gibraltar vollends englisch und das Mittelmeer ein englisches Meer; die englische Flotte könnte sich daraus zurückziehen und mit ganzer Wucht auf den Kanal und die Nordsee gegen Deutschland werfen. Mit Dänemark und Norwegen ist man ja natürlich auch gut Freund, Rußland hat man im Saek. Ja, hört und staunt! England will sogar seine Armee verbessern, die das freilich nötig brauchen könnte. Man will sogar einen Generalstab einrichten, was gewiß nicht mehr übereilt ist. Daneben baut England fürchterlich große neue Schiffe, so groß wie ein kleines Fürstentum. Man muß fast das Meer erweitern, damit überhaupt noch eine Seeschlacht stattfinden kann zwischen solchen Ungetümen. — Die englischen Kolonialminister hatten



Seitdem der englische Löwe brüllt, kräht auch der gallische Hockel wieder.

eine Weltkonferenz in London. Durch den engen Zusammenschluß der Kolonien mit dem Mutterland soll das britische Reich eine namhafte Kräftigung erfahren — wenn's wahr und möglich ist. Immerhin hat der frühere Burengeneral und jetzige Kapminister Louis Botha seine unwandelbare Treue zum Reich bekräftigt und seinem Vorgesieger Roberts

öffentlich die Hand gereicht. Das ist eine wesentliche Erleichterung und Stärkung Englands.

Nun, wir fürchten uns nicht. Wir haben unsere tapfere Armee, kein Mensch weiß, wieviel Millionen

Mann die im Krieg stark ist. Und dazu kommt noch der fürchterliche Landsturm ohne Waffen, der mit Dreschlegeln und Heugabeln ausrückt, das Korps der Rache oder die Unbesiegligen genannt. Wo die einhauen, gibts keinen Pardon, aber Heulen und Zähneklappern. Da zittert das Kind im Mutterleib. Denn sie führen den Rachekrieg gegen Leber- und Griebenwürste und sollen das Feindesland im buchstäblichen Sinne ausaugen. Ja, wir sind stärker, als man weiß. Und umgekehrt: Ganz so stark ist England nicht, als es sein möchte. Den lieben Bundesgenossen im Osten, den Japanern, trau der Teufel, wenn er will, die werden eines Tages den Engländern, wenn man sie nicht mehr braucht, schon den Hundtritt geben. In Indien gärt's gegen die Engländer, und die Indier erhoffen, wie man sagt, japanische Hilfe, welche auf dem Landwege kommen kann, ohne daß die Engländer es verhindern. In Agypten ist die Bevölkerung gleichfalls unruhig, und was in einem Weltkrieg Nordamerika machen wird, weiß man auch nicht. König Eduard besuchte im August 1906 nach vielem Hin- und Herverhandeln auch einmal den deutschen Kaiser wieder, nämlich in Kronberg. Doch soll der Abschied um einen halben Grad Celsius wärmer gewesen sein als der Empfang, der auf Null Komma Null stand.

Seitdem der englische Löwe brüllt, kräht auch der gallische Hockel wieder.

Frankreich

hat wirklich außerordentlich tapfere Generale. Wenn sie alt und steif geworden sind und den Abschied nehmen, umarmen sie die Soldaten und halten tränenreiche Reden, worin sie tiefgerührt bedauern, nicht mehr mit ihren braven Regimentern in Berlin oder Lahr siegreich einmarschieren zu dürfen. Doch siegreich einmarschiert sind sie, die Franzosen, allerdings nur in Utschda, und das ist nicht etwa schon eine Vorstadt von Berlin, sondern ein gottserbärmliches, stinkendes Grenznest in Marokko. Marokko bedeutet nämlich gegenwärtig, was früher Bulgarien war, nämlich die Zündspanne am geladenen Gewehr. Da kann's also jeden Augenblick losgehen. Schon einmal haben die Franzosen zusammen mit Spanien Kriegsschiffe nach Tanger geschickt und hätten auch gern Truppen gelandet, um Marokko zu „beruhigen“, wie England einst Agypten „beruhigte“, oder wie der Fuchs die Enten beruhigt, wenn er ihnen den Kragen abbeißt. Es waren dazu schon zwanzigtausend Beruhigungsapostel an der algerischen Grenze paratgestellt. Aber da fastete sich der Sultan ein Herz und sandte seinerseits zweitausend Mann unter Höchstseinem Kriegsminister nach Tanger und Umgebung, wo der Gouverneur Raifuli, früher ein ehrlicher alter Räuberhauptmann, nicht begreifen konnte, daß er als Gouverneur lassen sollte, was er als Ritter gepflegt und getan, was aber die Franzosen nicht dulden wollten, nämlich zur Erholung etwas räubern. Raifuli mußte in den Kuhstand, d. h. in sein frischfreifrommes Räuberleben zurückflüchten. Auch hat sich neben dem alten Kronpräsidenten

ein neuer Konkurrent als Prätendent aufgetan, was dem Sultan eigentlich nur recht sein kann, denn hoffentlich fassen sich nun die beiden Prätendenten am Kragen wie jene zwei Juden, die alle beide das große Los gewinnen wollten und sich deshalb im voraus prügelten. Der Sultan ist ein kluger Mann. Hat er doch, um den Beamten sein Wohlwollen zu zeigen — in der Not ist jeder Freund was wert bis herab zum Nachtwächter — hat er doch den Beamten, weil sie so treu zu ihm hielten, den Gehalt auf die Hälfte herabgesetzt.



Oder wie der Fuchs die Enten beruhigt, wenn er ihnen den Kragen abbeißt.

Denn, dachte er, bis dato und voraussichtlich auch in Zukunft kriegen sie ja doch nichts. Und den ganzen hohen Gehalt ihnen zu nehmen, ist doch grausam, zumal da sie vielfache Ehemänner und noch mehrfache Familienväter sind. Wenn ich also ihren Gehalt auf die Hälfte zurückschraube und ihnen nur diese Hälfte schuldig bleibe, so verlieren sie weniger, als vorher, und sehen, daß es meine hochnotpeinliche Regierung gut mit ihnen meint. Leider ist es aber in aller Welt das traurige Geschick der Regierungen, Gehaltsfragen betreffend von den Beamten in den besten Absichten verkannt zu werden. Es wird also auch dem wohlmeinenden Sultan nicht anders gehen. Die Marokkaner aber sind höllisch aufgeregt über die Franzosen. In der Stadt Marakesch ermordeten sie einen französischen Arzt, worauf Frankreich jene berühmte Stadt Alschda besetzte, die ohne dieses Ereignis ihre Lebtag nicht in den Kalender gekommen wäre. In Marakesch wurden die schuldigen Beamten zwar eingesperrt, dann aber durch den Pöbel wieder befreit. Fanatische Derwische predigten den heiligen Krieg gegen die fremden ungläubigen Hunde, und wenn die Franzosen wollen, so kann's dort losgehen. Aber sie wollen wohl, aber sie wollen halt doch nicht, solange ihr Freund Eduard nicht Deutschland zu Boden wirft. Auch die Franzosen rüsten gewaltig zur See, um den Frieden zu schützen und genau wie England im Haag bei der Friedensspise von Deutschland verlangen zu können, es solle endlich einmal abrüsten. Leider — um der Menschlichkeit willen leider — ist es der französischen Flotte passiert, daß ihr schönstes Kriegsschiff mitten im ruhigen Hafen in die Luft flog. Über hundert Menschenleben soll es gekostet haben. Wer ist schuld? Etliche sagen, ein anarchistisches Verbrechen. Das wäre schändlich und

unglaublich. Andere sagen: das Pulver war zu alt und zu schlecht. Es ist von selbst losgegangen. Das wäre auch schrecklich, aber nicht verwunderlich, sondern nur ein Beweis des französischen Leichtsinns. In der französischen Landarmee ist auch nicht alles, wie es sein soll. Pulver genug zum Aufstiegen. Die Offiziere größtenteils Jesuitenschüler und stramm klerikal. Die Soldaten mehr und mehr sozialdemokratisch und eigentlich militärfeindlich. So wird der unheilvolle Religionskampf auch in die Armee getragen, die überhaupt stark in Politik macht, besonders in Kirchen- und Streitpolitik. Die Trennung von Kirche und Staat ist nämlich so gut wie durchgeführt. Aber der Papst hat nicht nachgegeben. Erst verlangte die Regierung, die Gemeinden sollten sich als religiöse Kultusvereine erklären, dann wollte man ihnen die Kirchen und Pfarrhäuser und andere kirchliche Gebäude im Wert von vierhundert Millionen Mark unentgeltlich überlassen. Eigentlich gehörten sie allerdings den Gemeinden von Rechts wegen, und man kann den Papst, wenn man ihm Ehrgefühl zutraut wie einem andern Menschen auch, nicht so ganz übel nehmen, wenn er den Gemeinden verbot, das als Geschenk anzunehmen, was ihr Eigentum war. Der Regierung aber wurde es nun vor sich selber angst. Sie wollte die Sache doch nicht auf die Spitze treiben. Zwar nahm sie die Kirchengüter weg, aber sie schloß die Kirchen nicht, machte auch keine Pferdeställe draus. Das hätten ja nicht einmal die Türken getan. Die hätten sie wenigstens zu Moscheen umgewandelt. Also wollte man den Gemeinden die Kirchen auch ohne die verlangte Kultuserklärung zum Gebrauch überlassen, nur knüpfte die Regierung, um den Rückzug zu decken, wieder etliche Bedingungen daran, die der Papst nachträglich verwarf. Während so auf der einen Seite Rom sein kaltes non possumus ausspielte, schlugen auf der andern Seite die Radikalen und Sozialisten gewaltig Lärm gegen das nachgiebige Ministerium, und auch dieses selbst wurde unter sich so uneins, daß es mehrmals ganz auseinanderzufallen drohte. Doch Clémenceau, der Ministerpräsident, kam bei jedem Sturz immer wieder auf die Beine; er blieb am Ruder. Ein Minister soll freilich, wenn er auch zu den rotesten Noten gehört, doch sozusagen regieren und Ordnung halten. Nun aber ist Ordnung nicht gerade die Leidenschaft der Sozi. Frankreich wird nämlich fortgesetzt durch große schwere Arbeiter- und Streikunruhen heimgesucht, wobei es blutige Kämpfe der Aufständischen mit Arbeitswilligen abseht. Und so schüchtern auch die Regierung gegen die Rebellen und Totschläger vorgeht, so wird sie doch mit Haß und Verdächtigungen überschüttet, als wolle sie dem Arbeiter Brot, Luft und Leben nicht gönnen. Ein richtiger Genosse muß das Recht haben, nicht nur selbst zu streiken, sondern auch Leute, die arbeiten wollen, totzuschlagen. Einmal streikten die Pariser Elektrizitätsarbeiter. Plötzlich kein Tram, keine Kraft, keine Beleuchtung mehr. Die Minister sollten bei Lichtstumpen tagen, was aber nicht sehr hell macht. Also ließ der radikale Sozialist

Clémenceau das verhasste Militär, nämlich Genietruppen, anrücken und den Dienst der Arbeiter versehen. Auch die Bäcker streikten und es gab keine Wecken Morgens, was sehr zur Beunruhigung der Bevölkerung beitrug. Nur ein Streik erregte wenigstens unter einem wichtigen Teil des Volkes ungeteiltes Wohlwollen, ja begeisterte Zustimmung. Nämlich auch die Lehrer streikten. Leider aber — im Sinne der Jugend gesprochen — schritt die Regierung hier ein und verbot den Lehrern und den Beamten überhaupt das Streiken, was die lernende Jugend nicht begriff. Warum sind sie gegen die Lehrer eingeschritten und nicht gegen die Bäcker? O verkehrte Welt! Aber nicht nur die Jugend, sondern auch die Radikalen schalten gegen das Streikverbot an die Lehrer. Die Radikalen wollen schein't's die Sympathien der Jugend gewinnen, damit sie die Zukunft haben. Im Mai 1907 wurden gar die südfrenzösische Weinbauern wild, weil sie ihren Wein nicht mehr verkaufen können, sintemalen in den Kellern der Weinpanischer mehr und billigerer



Nur ein Streik erregte wenigstens unter einem wichtigen Teil des Volkes ungeteiltes Wohlwollen, ja begeisterte Zustimmung.

wächst als in den Nebbergen. Es wurden revolutionäre Versammlungen von Hunderttausenden von Winzern abgehalten. Was wird's helfen? Wenn die Bauern ihren Wein selber trinken müssen, so sollte man aus Gerechtigkeit auch die Weinpanischer zwingen, ihren Wein selber zu saufen. Vielleicht ließen sie es dann bleiben. Der biedere Bürger aber, der wackere Pariser Boppele mit dem Pfeischen im Maul, wird hinter seinem Sparhasen allmählich etwas ängstlich und denkt: Mon dieu! Lieber noch das bißchen Weihrauch in der Nase haben, als ständig den Duff des revolutionären Pulvers riechen. Lieber das schwarze Gespenst als das rote. Denn der Geldbeutel ist doch das allerempfindlichste Organ des Menschen. Und darauf wartet auch der Papst, daß das französische Volk über lang oder kurz die Herrschaft der Gasse satt bekommt und reumütig zu ihm zurückkehrt. Denn die Kirche rechnet mit Jahrhunderten, die Ministerien mit Jahren oder Monaten oder Tagen. Der Papst kennt seine Leute.

Weiber, Jesuiten, Geld und Politik und all die tausend kleinen klerikalen Mittelchen und dazu die Todesfurcht und Hölleangst, die ihnen eben doch in den Knochen sitzt, die haben schon manchen kirchensyndlichen Wüterich wieder in den Beichtstuhl bugsiert und zwar nicht nur in Frankreich, sondern auch bei uns, wo der und jener große oder kleine Herr heutzutage mit der Kerze in der Hand demütig in der Prozession dahinwandelt, der früher am Bierisch sich vermaß, mit dem Teufel um seine Seele zu würfeln. Die Priester können überall warten.
Die

Schweiz

war auch anno 1907 nicht schlecht daran. Handel und Wandel gediehen, die große Politik plagt die Eidgenossen nicht, wenn sie auch dem Sultan von Marokko den Obersten Müller als Oberpolitik schickten, und mit der kleinen, der Hauspolitik werden sie schon allein fertig. Ganz glatt geht es zwar auch nicht immer ab. Dafür sorgen die Sozialdemokraten und ihre Verwandtschaft mit ihren Lohnbewegungen und Streiks. In der Westschweiz, wo die Antimilitaristen und Generalstreikler am dicksten sitzen, inszenierte man in Vevey und Lausanne wieder einen Generalstreik, wie vor ein paar Jahren in Genf. Er dauerte zwar nicht lange, doch mußten wegen der turbulenten Elemente Truppen aufgeboden werden. Das kostete den Kanton Waadt 55000 Franken. Da waren die Debatten über die Trennung von Kirche und Staat, die in den Großen Räten von Neuenburg, Genf und Basel geführt worden, schon billiger. Das Neuenburger Volk will von der Trennung aber nichts wissen. Es hat das in einer Abstimmung kundgetan, und in Genf und Basel wird man wohl auch beieinander bleiben; vorderhand wird die Sache noch „erwogen“. Ein bißchen Trennungsgeist aus Frankreich ist aber doch über die Grenze geweht. Und auch die russische Revolution ließ sich im Schweizerland verspüren. Massenweise sind russische Staatsangehörige nach der Schweiz gekommen, aber nicht gerade als willkommene Gäste. Die russische Generalstochter Tatiana Leontiew, die im Herbst 1906 einen harmlosen Rentner in Interlaken erschof, weil sie ihn für den früheren russischen Minister Durnowo hielt, wurde auf vier Jahre ins Zuchthaus gesteckt; die frechen Kerle aus Rußland, welche die Züricher Polizeikaserne übersielen, um einen auszuliefernden Russen zu befreien, konnten leider entkommen. Die Schweizer haben recht, wenn sie ihr Land von solchen und ähnlichen „Revolutionären“ sauber halten, obwohl sie es sonst dem Verkehr immer mehr zu erschließen suchen. Energisch verlangt man jetzt in der Ostschweiz eine direkte Verbindung mit Italien, nur ist man nicht einig, wo das Tunnelloch gemacht werden soll; die einen rufen: „Hie Greina!“, die andern „hie Splügen!“ Doch heißt es auch hier, kommt Zeit, kommt Rat. Auch mit der Schiffbarmachung des Oberrheins hat

man sich beschäftigt und zum ersten Male ist ein Dampfer stromauf bis Rheinfelden gefahren. Bis Basel aber Hafenplatz wird, mag es noch eine Weile gehen. Von den Gejekn, welche die Bundesversammlung fertig gestellt hat, ist die neue Militärorganisation, wogegen die Sozialdemokraten das Referendum ergriffen, das wichtigste. Es soll fortan nur noch einen Auszug und eine Landwehr geben und die Dienstzeit wird mehr auf die jüngeren Jahrgänge verlegt im Interesse einer größeren Schlagfertigkeit der Armee. Denn wehrhaft wollen die Schweizer sein, wenn auch friedfertig. Hierin kann mancher von ihnen lernen.

Rußland

ist immer noch der Schauplatz wüster, roher Blutaten. In einer einzigen Woche gab es 72 Mordansfälle auf Beamte. Keiner von ihnen bis zum Polizeidiener ist einen Augenblick seines Lebens sicher. Auch Stolypin, der jetzige oberste Minister, wurde in seiner eigenen Wohnung mit Bomben geattentatert. Ihm selbst geschah zwar nichts, aber seiner armen Tochter wurden beide Beine zerschmettert, seinem Sohn ein Bein gebrochen. Welch ein sinnloses, scheußliches Morden und Wüten gegen Schuldige und Unschuldige! Kassenräubereien geschehen wohl täglich. Der Zar fühlt sich ganz hilflos und verlassen. Selbst in Krasnojarsk, wo nur vertraute Truppen liegen, brach Meuterei aus. Das Garde-Preobraschensky-Regiment verweigerte den Gehorjam, mußte entwaffnet und nach anderen Garnisonen auseinandergezogen werden. Längere Zeit fuhr der arme Zar auf dem finnischen Meer spazieren, weil seine Residenz Peterhof unterminiert gewesen sein soll, um ihn samt seiner Familie in die Luft zu sprengen. Erst als das Pulver weggetan war, kehrte er zurück. Ein andermal wollten die Verschwörer von verschiedenen Seiten her die Wachen des Schlosses überfallen, niederwerfen, in den Palast eindringen und die Zarenfamilie ermorden. Und was noch andere derartige Mordpläne sind. Die Regierung antwortet natürlich gleichfalls mit verzweifelten und grausamen Gewaltmaßnahmen. Man sagt sogar, in den Gefängnissen würden die armen Opfer der russischen Justiz, ob schuldig oder unschuldig, gefoltert wie bei uns im Mittelalter die Ketzer von der Inquisition. Da die Juden zu den Hauptträdelsführern der Revolution gehören, hat es die Regierung auf sie besonders abgesehen. Schon mehrmals, besonders aber in der Stadt Bialystok, wo die Juden auf eine Prozession geschossen haben sollten, wurden durch die Polizei Judenheken angestiftet, die Läden geplündert — auch christliche wurden aus Parität mitgenommen, ihre Inhaber ermordet. Umgekehrt gibt es auch altbackene Konservative, welche es mit den Bomben probieren. Zwei Führer der Radikalen wurden von ihnen ermordet. Sie nennen sich den Verband echt russischer Leute und sie haben recht. Ihr Vorhaben, politische Feinde zu ermorden, ist echt russisch. Aber darin ist auch die Echtheit ihrer Gegner zweifellos erwiesen.

Daneben tobt in weiten Gebieten Rußlands die Hungersnot. Die Bauern drohen mit neuem Aufbruch, mit Plünderung, Mord und Brand. Der Finanzminister forderte daher in der Duma 60 Millionen Rubel für die notleidenden Agrarier, die hier freilich wirklich Not leiden; aber der Reichstag bewilligte nur 15. Ja, die Duma! Man hat



Schon mehrmals, besonders aber in der Stadt Bialystok, wurden durch die Polizei Judenheken angestiftet.

einst geglaubt, wenn in Rußland nur einmal ein Parlament bestehe, so werde schon alles gut werden, alle Mißstände würden ausgetilgt und eitel Glück über Rußland kommen. Möge es geschehen; aber einstweilen geht die Duma noch in den ersten Hosen und ist allen parlamentarischen Kinderkrankheiten ausgefekt. Jeder will reden — die Russen reden überhaupt gern, jeder will Anträge stellen, jeder will den andern durch die Berrücktheit seiner Anträge übertrumpfen. Man hat schon die Rededauer auf 10 Minuten pro Mann einschränken müssen. Die erste russische Duma hatte sich dieser Art in einen reinen Debattenklub verwandelt, wo über alle Fragen der Menschheit mit der selbstgewissen Reife von Abiturienten und dem Ernst von Greisen verhandelt wurde. Die Regierung sollte von heute auf morgen das Paradies wiederherstellen, wo eitel Glück, Frieden und Freude herrscht, wo jeder seinen Neigungen leben, also auch die Bombenwerfer in ihrem beliebten russischen Nationalspiel nicht gehindert werden dürfen. Nicht weniger als 129 Redner meldeten sich zum Wort, als über die Bodenreform verhandelt ward. Darunter verstanden die Reformatoren die Aufteilung der Kronländereien, Kirchengüter und des Großgrundbesitzes unter die Bauern, welche stets nach mehr Land schreien. Ob sie wirklich zu wenig besitzen, weiß der Hintende nicht. Aber daß sie zu wenig darauf erreichen, das ist sicher. Gerade da, wo die Bauern am meisten Land besitzen, ist die Hungersnot am größten. Wenn

wir, wie die russischen Bauern, noch Pflüge und überhaupt Werkzeuge hätten, wie unsere Vorfahren zur Zeit der Kreuzzüge, und das erbärmliche russische Vieh und die russische Düngung, so müßten die Bauern auch bei uns noch hungern. An der Dummheit, Unbildung, dem Schnaps hauptsächlich liegt's, wenn der russische Bauer nicht aufkommt, daneben natürlich auch an der bisherigen spitzbübischen faulen Regierungsweise der Beamten und der geistigen Leitung oder eigentlich Vernachlässigung durch die Popen. Ueber 8 Millionen Kinder wachsen ohne Unterricht auf, die Lehrer brauchen nicht einmal zu streiken. Da ist also positive Arbeit für die erste Duma in Hülle und Fülle vorhanden gewesen. Aber sie schwakte ins Blaue hinein, gearbeitet wurde nicht. Im Juli 1906 löste sie der Zar auf. Er versuchte daneben allerdings auch mit guten Mitteln das Volk zu beruhigen. Er sprach die Absicht aus, einen Teil seiner ungeheuren Kronländereien und der Staatsgüter an Bauern stückweise zu verkaufen. Das Geld dazu sollte eine neu errichtete Agrarbank zu billigen Zinsen leihen. Die Religionsfreiheit wurde zur Tatsache. Die deutschen Schulen, der Unterricht in deutscher Sprache durfte wieder eröffnet werden. Aber das alles beruhigte das Volk nicht. Die im Frühjahr 1907 zusammentretende zweite Duma war wieder überwiegend oppositionell. Von 524 Abgeordneten gehören 170 sogar zu der radikalen Revolutionspartei, die nun auch in der neuen Duma weiter Revoluzzens spielen wird. Daher geht es in der Duma immer noch sehr wild zu. Als man die Feldgerichte angriff und ihre Abschaffung beantragte, und als der Minister dieselben verteidigen wollte, wurde ihm vom Präsidenten das Wort entzogen. Das ist kurz und bündig, und klärt die Sachlage wesentlich auf. Aber es müssen doch schon schauderhafte Reden losgelassen worden sein und die Abgeordneten mußten schlimme Einfälle gehabt haben, denn die Decke im Sitzungsaal hielt es nicht mehr länger aus. Sie wollte auch einen Einfall haben, sie stürzte also herunter auf die Stühle der Abgeordneten. Zum Glück waren die Sessel leer, sonst hätte die Decke in manchem Kopf einen bleibenderen Eindruck hinterlassen als die Reden und Anträge der Minister, die man gar nicht anhört, sondern auslacht und taub schreit.

Die revolutionären Vorgänge in Rußland griffen wie ein Feuer auch über die Grenze hinüber nach

Rumänien.

Man hätte meinen sollen, die lange Regierungszeit des Königs Karol hätte da doch etwas Solideres erreicht, als daß die armen Bauern von den reichen Gutsbesitzern, in deren Auftrag die zum großen Teil jüdischen Generalpächter das Land aussaugen, in einer schmachvollen Sklaverei gehalten werden. Im Frühjahr 1907 brach ein großer Bauernkrieg aus. Die armen verzweifelten Kerle rotteteten sich zu ganzen Armeen zusammen. Sie belagerten sogar Städte, sengten und brannten, bis nach verzweifeltem Kampf

mit dem Militär der Aufstand unterdrückt wurde. Reformen wurden zwar von der Regierung versprochen, aber sie wird sich hüten, es mit den Großgrundbesitzern und den Großpächtern zu verderben. Ein Minister wurde entlassen, die Zustände bleiben. Keine Hoffnung!

Serbien

hat entweder keine Großgrundbesitzer oder die Bauern sind noch geduldiger als die rumänischen. Denn der König Peter scheint sich sicher zu fühlen; er wagte es, die Königsmörder, die den armen König Alexander und seine Draga umbrachten, aus der Armee zu entfernen. Dagegen erlebt der gute Peter an seinem Sohne allerlei Herzeleid. Der Kronprinz scheint in die Fußstapfen Alexanders treten zu wollen. Wird ihm nicht das gleiche Schicksal winken? Den

Bulgaren

starb die tapfere Prinzessin Klementine, die Mutter des Fürsten Ferdinand, von der er die lange Nase geerbt hat und ein wackeres Vermögen. Sie starb in Wien. Bei der Gelegenheit hat Ferdinand auch wieder einmal eine Audienz beim Kaiser erhalten, was ihm schon lange versagt blieb.

Gehe nie zu einem Ferkel,
Wenn du nicht gerufen werdest.

Der bulgarische Minister Petkoff wurde von einem Sozialisten erschossen. Was aber nur die interessanten Kerls da am Balkan miteinander haben? Griechen und Bulgaren ermorden sich gegenseitig hüben und drüben von den Landesgrenzen, so daß bald die bald jene Regierung sich bei der andern beklagt. Ganze griechische Dörfer wandern aus Bulgarien aus nach Griechenland, um nicht dem Untergang preisgegeben zu sein. Umgekehrt ermordeten Griechen ihren Pfarrer, weil er predigte, man dürfe die Bulgaren nicht verfolgen, sie seien doch sozusagen auch Menschen und sogar christliche Brüder. Was die tollten Kerle nur haben? Sie streiten sich darum, welcher Nation Konstantinopel zufalle, wenn einmal die Türkei vollends aus dem Leim gehe. Keine Frage erscheint allerdings gegenwärtig brennender als diese, und ihre Lösung kann nicht besser als dadurch geschehen, daß die griechischen und bulgarischen Hammeldiebe einander Nasen und Ohren abschneiden und die Häuser anstecken.

Spanien

muß in den Kalender kommen, denn es ist dem König ein Thronfolger geboren. Manche Könige haben weiter eigentlich nichts zu tun als die Dynastie fortzupflanzen, was manchmal gar nicht so leicht ist. Um so mehr freut sich die Nation, wenn es wirklich geschieht. So sind die Spanier überglücklich, besonders wieder die Herren Zuchthäusler, welche auch in Spanien ernteten, wo sie nicht gesät hatten. Ueberhaupt ist König Alfons ganz munter und unternehmend. Er stellte sich eine Weile sogar, als wolle er gegen die Herrschaft der Mönche aufmucken. Er genehmigte die vom Parlament beschlossene Einführung

der Zivilehe, in Spanien etwas Unerhörtes, und wehrte sich durch ein scharfes Gesetz gegen die Ueberschwemmung Spaniens durch auswandernde französische Mönche; an dem Artitel hat Spanien schon mehr als genug. Doch da hat er nicht gewußt, was er tat, oder nicht getan, was er wollte. Denn Alfonschen ist ein sehr geleh-



Spanien muß in den Kalender kommen, denn es ist dem König ein Thronfolger geboren.

riger und unterwürfiger Schüler der Jesuiten. — Zulezt in Europa kommt die

Türkei.

Im Sommer 1906 war der Sultan krank und man sagte ihn bereits tot. Demnach scheint er noch lang leben zu wollen zur Freude seiner Weiber und Untertanen. Türkisch geht's eben in der Türkei her. Wie sollte es auch anders? Da war vor allen der Chef der Geheimpolizei, Fehim Pascha, der sagte zu den Schiffskapitänen: Wenn ihr mir nicht so und soviel Pfund Sterling gebt, so lasse ich euch nicht aus dem Hasen heraus oder nicht hinein, oder ich schikaniere und zwieble euch hinten und vorn. Das ging so lange, bis der deutsche Botschafter Frhr. von Marschall ein bedrohtes deutsches Handelschiff durch seine Seesoldaten besetzen ließ und vom Sultan die Absetzung des Oberpolizisten verlangte. Darauf wurde der Spitzbube wirklich entlassen. Der deutsche Michel aber staunt, daß sein Botschafter da drüben so schneidig aufzutreten wagt, fast wie ein Engländer.

Holland

besitzt bekanntlich einen Teil von Neuquinea, wo sonderbare Sitten herrschen. Es ist noch das Geringste, daß, wenn die Frau in die Wochen kommt, der Mann sich ins Bett legt und klagt und heult. Schon als schlimmer muß es bezeichnet werden, daß die neugeborenen Kinder nach solchen Personen genannt werden, denen der Vater den Kopf geschneilt, d. h. abgehauen hat. Wenn also der Vater keine Gelegenheit hat, Köpfe zu schnellen, so müssen die Buben

ohne Namen herumlaufen und werden scheint's auf dem schwarzen Fell numeriert wie Hämmel. Weil nun aber die holländische Regierung das Kopfschnellen untersagte, also keine Namen für die Buben aufzutreiben waren, so gab's eine kleine Revolution, verbunden mit großen Kopfsagden. Die schwarzen Buben wollen ihren ehrlichen Namen haben. Es ist wohl auch das einzige, das sie besitzen.

Jetzt ist die Rede von

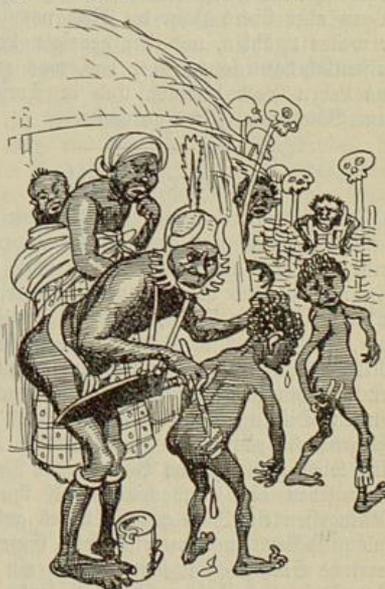
Amerika.

Roosevelt hat Courage. Er setzt den Kampf gegen die großen organisierten Halsabschneider, die Trusts, fort. Ob aber was dabei herauskommt, ist eine andere Sache. Hoffentlich kommt nicht Roosevelt selbst dabei heraus, nämlich aus seinem Präsidentenstuhl. Denn ein Mann ist er, das muß man sagen, wie es nicht viele in der Welt gibt. Mit Deutschland und dem Kaiser steht er gut. Er lieh uns z. B. etliche seiner Professoren, wir ihm etliche von unsern. Daß auch die Kalenderreiber ausgetauscht werden, ist nicht beabsichtigt und nicht notwendig. Es genügt, daß die Deutschamerikaner den Hintenden fleißig lesen. Seid wiederum begrüßt, ihr wackern Brüder! — Durch den Panamatanal hat Nordamerika in dem Zentrum des gewaltigen Erdteils festen Fuß gefaßt und wird nun den kleinen Staubstaaten da unten Mores lehren, was diese recht nötig haben. Es ist eine Freude, wie sich das Deutschtum in Amerika regt und zeigt. So soll es sein: Treue

Söhne und Bürger ihres Landes und doch nach Sprache und Sitte gute Deutsche. Ähnlich wie San Franzisko wurde in dem südlichen Teil des gewaltigen Kontinents die Stadt Valparaiso im August

1906 durch ein furchtbares Erdbeben zerstört. Im Januar

1907 gab's das gleiche Unglück auf Jamaika mit der Stadt Kingston, wobei tausend Menschen umgekommen sein sollen. Und auch Mexiko wurde durch große Erdbeben auf weite Strecken hin heimgesucht. Städte



Holland besitzt bekanntlich einen Teil von Neuquinea, wo sonderbare Sitten herrschen.

und Dörfer stürzten zusammen wie Kartenhäuser. Auf der Insel Kuba gab es einmal wieder eine Revolution, nämlich gegen den Präsidenten Palma, so daß die Nordamerikaner Truppen schicken mußten, um Ordnung zu machen. In

Asien

spielen die Japaner eine immer größere und gefährlichere Rolle. Selbst das stolze Nordamerika mußte vor ihnen in der kalifornischen Schulfrage die Segel streichen. Auch China erwacht, langsam zwar, aber sicher. Allerdings wird auch dieses Erwachen nicht ohne böse Träume vor sich gehen. Denn immer wieder hört man von wilden Aufständen einzelner Landesteile gegen die bestehende Dynastie und Regierung, wobei die chinesischen Truppen ab und zu rechtshaffene Hiebe bekommen. Aber es müßte ja in der Weltgeschichte kein Zusammenhang und keine Entwicklung existieren, wenn nicht nach dem fabelhaften Aufschwung des kleineren Japan auch der schlafende Riese China sich nach und nach die schiefgeschlitzten Augen reiben würde und sagen: Ich bin auch da, und was die kleinen Japse können, kann ich auch: Gebt mir einmal ein paar Bücher. Ich will sehen, wie man das macht. Dann haben wir die gelbste Gefahr, gelb wie der Tod. Das ist eine sehr bedenkliche Sache, und der Leser darf schon ein recht langes Gesicht machen, um so länger, als ihm der Hinfende hier zugleich sagt, daß er die Weltbegebenheiten schließen muß, weil der Platz alle ist. Wenn aber übers Jahr die Welt noch steht, so will er weiter erzählen, und der geneigte Leser darf sich hoffentlich dann freuen über das, was er liest. Also das Leben Gott befohlen und in Treue und Liebe zum Vaterland weiter gearbeitet!

Gute Ausrède.

Der Herr Revisor war ein Junggeselle und Geizhals. Vielleicht das eine durchs andere, wie man will. Daher trat er auch mit Freunden in den Vegetarianerklub und den Temperenzlerverein. Brauchte er doch auf diese Weise, wenn er amtlich auswärts war, zu Mittag nur ein Apfelmüschchen und zwei Milchwecke zu verzehren, auch nur Selterswasser zu trinken, aus Prinzip natürlich, und brachte fast seine ganzen Diäten heim. Einmal aber, als er ganz gelegentlich draußen in Dingsda beim Herrn Baron eine Kleinigkeit an den Büchern des Rentamtmanns nachzusehen die Güte hatte, lud ihn dieser zum Mittagessen ein. Es gab Fisch, es gab Braten, es gab gebackene Forellen, eine fette Ente und andere herrliche Sachen. Der Revisor hieb ein wie Blücher. Der Saft lief ihm rechts und links zum Mund heraus, und er bedauerte, daß der Mensch nicht wie das liebe Rindvieh mehrere Mägen habe. Auch trank er wacker Wein dazu, weißen, roten, neuen, alten u. s. w. Und sein dürres, blaßes Köpfschen wurde rot wie eine illuminierte Dickrube. Das Feuer schlug ihm zu den Ohren heraus, man hätte können bequem

ein Schwefelhölzchen daran anzünden. Wie er nun im siegreichen Kampf mit einem fetten Enterich lag, geht die Tür auf und der Oberamtsrichter kommt herein, den Baron begrüßend.

„Ei, was seh' ich, Herr Revisor? Sie essen Fleisch? Sie trinken Wein? O, wie schwach ist der Mensch! Wo bleiben Ihre heiligen, unantastbaren Prinzipien? Alter Heuchelbruder!“ Der Revisor konnte gottlob nicht mehr röter werden, als er schon war, sonst wäre er's geworden. Aber er war ein Schlaumeier. Er machte schnell die Zähne leer, schluckte und sprach salbungsvoll: „Verzeihung, halten zu Gnaden, Herr



„Verzeihung, halten zu Gnaden, Herr Oberamtsrichter. Aber heut ist mein allmonatlicher Fasttag.“

Oberamtsrichter. Aber heut ist mein allmonatlicher Fasttag. Da müssen auch wir unsere gewohnte Lebensweise verlassen. Wir müssen Fleisch essen und Wein trinken. Denn immer Gemüse und immer Wasser, das würde uns zu gesund und zu üppig machen.“

„Bravo,“ lachte der Baron; „diesmal sind Sie hereingefallen, weiser Rabi.“

Schwierige Verständigung.

Ein Kreisarzt wollte eine statistische Tabelle über die Sterblichkeit aufstellen und wandte sich deshalb an alle Ortsvorsteher seines Bezirkes mit der Bitte, sie sollten ihm doch gefälligst mitteilen, wie viele Personen in ihrer Gemeinde sterben möchten. Ein Ortsvorstand, der die Anfrage mißverstand, schrieb zurück: „In unserer Gemeinde mag niemand sterben.“ Der Arzt fragte darum zum zweitenmal an, wie viel denn durchschnittlich im Jahre sterben könnten, und erhielt alsbald zur Antwort: „Hierorts können alle sterben.“ Nochmals setzte der Doktor an und bat, ihm mitzuteilen, wie viele Personen etwa in einem Jahre in jener Gegend sterben dürften. Hierauf kam als Antwort der Bescheid: „Sterben darf hier, wer will und muß, denn der unterfertigte Ortsvorsteher kann es niemanden verbieten.“